

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 4

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4
XV. Jahrgang

Bern
24. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Der Unterschied der Erdendinge.

Von Johann Gottfried v. Herder.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg und matt, auf abgeehrten Sträuchen,
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daz er Raupe selbst gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? Was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laßt uns eins nur wissen, was wir sind.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ad, daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling.“

Angstlich spann sie sich in ihre Hülle,
Schließt, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 4

Wäre es klug, sich zu wundern, daß Tanten und Mütter den jungen Mädchen die Liebe so schilderten, wie sie sie kennen gelernt hatten, und nicht anders? Und daß die Lehren der Tanten so gute Früchte trugen, daß sogar die jungen Mädchen nicht mehr ahnten — Ausnahmen immer zugegeben — wie die Liebe Aussehen könnte, wenn sie den almodischen Kram, der ihr aufgezwungen wurde, nicht trüge? War es nicht ganz natürlich, daß Alte und Junge sich die Augen zuhielten und zeter schriem, wenn zwei mit der Liebe Freundschaft schlossen, die eigentlich gar kein Recht darauf hatten? Es gab in der ganzen Stadt kein junges Mädchen, das diesen Unwissenden nicht hätte sagen können, daß sich das Recht auf eine gute, bürgerliche Liebe nur in der Kirche erkaufen ließ, mit dem Segen der Familie, der Eltern, wenn sie noch lebten, der Großeltern, gebilligt von Tanten und Onkeln, ermuntert von Basen und Betttern und unterstützt von den langjährigen Dienstboten der betreffenden Häuser.

War es ein Wunder, daß die so gefnechtete Liebe mürrisch und scheu wurde und Familie, Stellung und Vermögen an ihrer Statt Ehem stifteten ließ?

War es ein Wunder, daß die Zeit, der es an Abenteuerlust fehlte, nur Suppenkräuter züchtete und keine Rosen? Orchideen natürlich noch weniger, Gott sei Dank, und

um dieser Tatsache willen soll ihr auch niemand etwas Böses nachsagen dürfen. —

Eine große Schönheit hatten die Stuben von Tante Ursula und Susanna aber doch aufzuweisen. Das war der Anblick der Berge, den man genoß, wenn man ans Fenster trat.

Da lag die königliche Alpenkette in ihrer ganzen Ruhe und Reinheit, berührten die silbernen Gipfel den Himmel und ließen Wolken und Nebel zu ihren Füßen vorüberziehen, ließen Gewitter und Stürme sie umtoben, ließen den grauen schweren Regen sie einhüllen und verbergen und blieben doch dieselben, am ersten Sonntag wieder in Glanz und Schönheit erstrahlend.

Aber gerade diese Herrlichkeit schien Tante Ursula und ihr Pflegekind nicht besonders zu berühren. Sie zeigten ihren Besuchern die Berge und sagten: „Nicht wahr, sie sind schön“, genau wie sie es bei den Rosen und Zwetschgen sagten, aber nie stieg ihnen das Rot der Freude in die Wangen oder traten ihnen Freudentränen in die Augen ob der Erhabenheit dieses Wunders.

Dennoch sahen sie es gerne, wenn sie auf der grünen Bank saßen und Armensachen nähten, daß der Himmel schön blau und das Wetter klar war. Sie sagten dann zueinander: „Heute sind die Berge schön. Wir haben Nord-

wind. Das Wetter wird sich halten, bis wir unsere Wäsche trocknen müssen.“ Und an jedem Wäschetag trat einen von ihnen hinaus und fragte die Berge, ob man draußen aufhängen könne oder die Laube benützen müsse mit dem lustigen und dem traurigen Mann.

Susanna hatte sich ausgezeichnet eingelebt. Es war keine Woche seit ihrem Einzug auf dem Rosenhof vergangen, als sie bei Tisch schon zwischen Onkel und Tante saß, als sei ihr Platz immer dort gewesen.

Leicht hatte sie es nicht immer. Die Tante Ursula hatte ganz bestimmte Grundsätze, nach denen sie verlangte, daß die Kinder erzogen werden sollten, und nach denen sie Susanna erzog. Unbedingter Gehorsam war das erste Erfordernis. Wahrheitsliebe das zweite, eine Tugend, die ein gar verschiedenes Gesicht haben kann. Auf alle Fälle schaltete sie auf dem Rosenhof Märchen, unverbürgte Erzählungen, eigene Phantasien und derartiges unbedingt aus. Daß Susanna zu Ordnung, Sauberkeit und Arbeit angehalten wurde, braucht nicht gesagt zu werden.

Ihr Tagewerk begann damit, daß sie die Tante kämmen mußte, wobei sie sich in acht zu nehmen hatte, auch nicht ein Härtchen unvorsichtig zu behandeln und den Glanz auf dem gescheitelten Haar mit Pomade so hervorzuzaubern, daß sich die weiße Dede darin spiegeln konnte. Nasch und gründlich wurde sie bestraft, wenn sie sich verfehlte.

Schwieriger war es und das reine Seiltanzen, wenn es sich um Tante Ursulas eifersüchtige Zuneigung zu ihrem Pflegekind handelte. War Frau Anna-Liese gekommen, um mit Klärchen nach Susanna zu sehen, vielleicht auch, um ihren Kindern Gelegenheit zu geben, einen Tag in der Stadt zuzubringen, dann mochte sich Susanna vorsehen und ihre Blicke gleichmäßig verteilen zwischen der Tante aus Bergeln und der vom Rosenhof, denn sonst gab es vor dem Schlafengehen einen argen Auftritt. Hatte aber Susanna sowieso nicht viel übrig für Zärtlichkeiten und Gefühlsäusserungen, so wurde sie trotzig und eigenwillig, wenn man sie dazu zwingen wollte. Sie machte sich steif wie ein Totenkäfer und biß sich in die Lippen.

Das Verhör eines solchen verhängnisvollen Tages ging etwa so vor sich: Tante Ursula (streng):

„Susanna, haßt du mich lieb?“ Ein Blick aus des Kindes Augen von unten heraus. Dann ein verbissenes:

„Ja, Tante.“ Ein wenig glätteten sich Ursulas Falten.

„Lieber als die Tante Anna-Liese?“ Susanna schwieg. Aus Trost, denn sie hatte Tante Ursula lieber. Klatsch, eine Ohrfeige.

„Susanna, lieber als die Tante Anna-Liese? Aber sag die Wahrheit.“ Schweigen. Klatsch, eine Ohrfeige. Susanna schwieg. Also Haarupfen. Endlich:

„Geh zu Bett, unartiges Mädchen. Morgen ißest du am Käzentisch.“ Susanna ging, ohne zu weinen, schlug aber, als sie im Bett lag, mit den Fäusten auf ihr Kopfkissen und biß in die Dede.

Drei Tage sprach die Tante nicht mit ihr, bis endlich Onkel Daniel um der eigenen Gemütllichkeit willen der Sache ein Ende mache, sich zu Susanna schlich und ihr ins Ohr flüsterte:

„Geh doch zur Tante und bitte sie um Verzeihung.“ Susanna schüttelte den Kopf. Da nahm Schwendt das Kind an der Hand, ging zu dem niedern Stühlchen der

Tante, die am Fenster Strümpfe flickte, und sagte: „Ursula, Susanna bittet dich um Verzeihung“, worauf die Tante, die selber froh war, daß sie nicht mehr zu schmollen brauchte, ihr die Hand reichte und sagte: „Ich verzeihe dir.“

Natürlich gab sich Ursula alle Mühe, Gemüt und Charakter des Kindes zu bilden, und drang darauf, daß Susanna ihrem Vater öfters schreibe, solange er im Gefängnis war.

Die Briefe wurden genau wie die Gesinnung, aus der sie entsprungen, wie denn eine Distelpflanze nichts anderes der Welt zu bieten hat als Disteln.

Dennoch empfing der Gefangene die Briefe seines Kindes mit heiterer Freude. Susanna war sein Stolz gewesen und galt ihm mehr als Klärchen. Die sterbende Mutter hatte ihm das hinkende Kind ganz besonders ans Herz legen müssen.

Susannas Briefe ließen ihn hoffen, daß das Mädchen unter dem Eindruck, den sie damals beim Abschied von ihrem Vater empfangen hatte, nicht mehr leide. Er hoffte, daß die schöne und freundliche Umgebung, in der es lebte, auch auf ihn und sein Vergehen ein milderndes und verklärendes Licht werfen werde. Aber er irrte sich. Susanna war durch nichts, weder durch Versprechungen von Seiten des Onkels noch durch Strafen von Seiten der Tante, dazu zu bewegen, ihren Vater zu besuchen.

Ihre Pflegeeltern erwarteten, daß die alles glättende Zeit dazu helfen werde, Vater und Kind einander näherzubringen. Inzwischen hielt Daniel Schwendt es für seine Pflicht, nach dem Gefangenen zu sehen und ihm von seinem Töchterlein zu erzählen.

Daß Pfarrer König die Fäden zwischen dem kleinen Klärchen und ihrem Vater hin und her spann und sich bemühte, ein dauerhaftes Gewebe herzustellen, verstand sich von selbst.

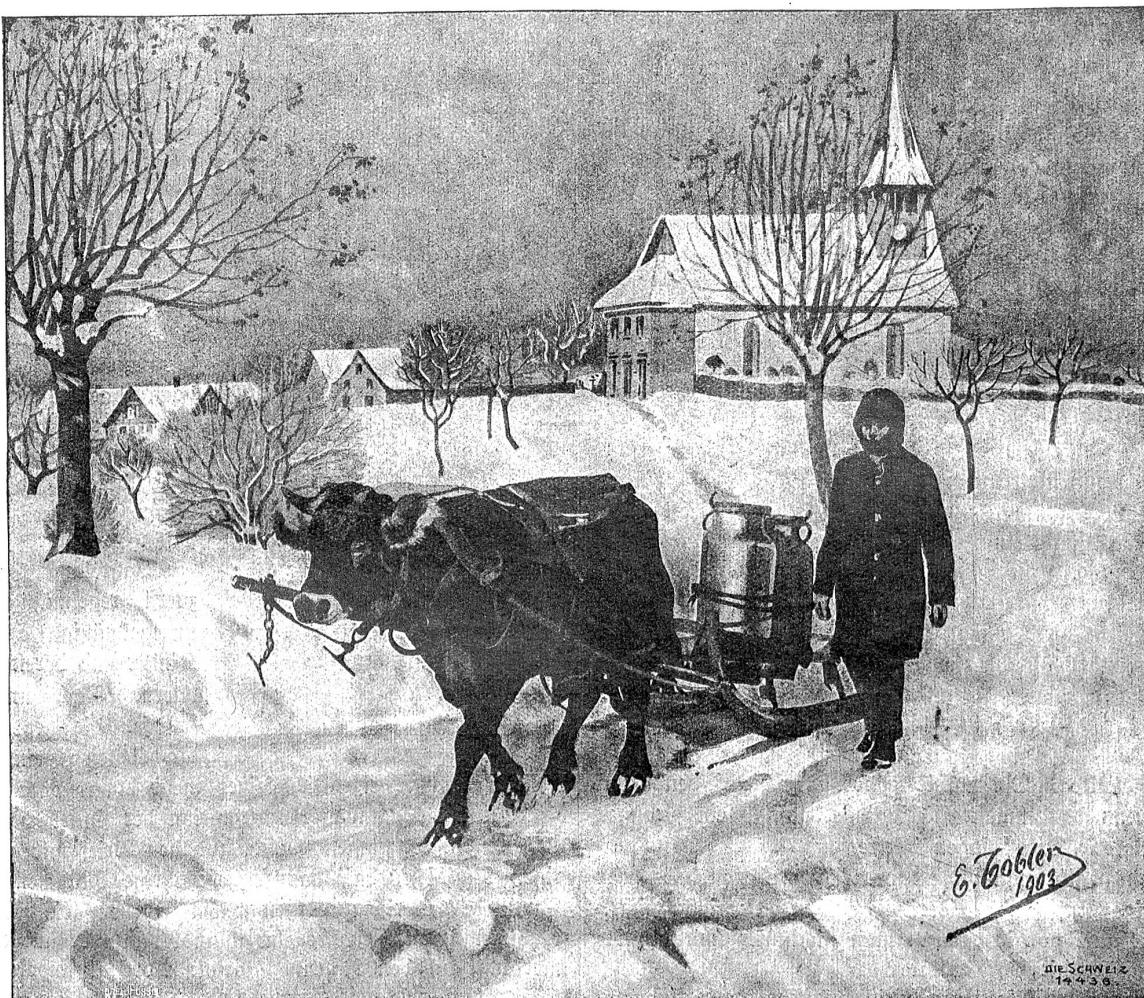
Er brachte von Zeit zu Zeit das Kind zu dem Gefangenen, das mit Inbrunst die Arme um den Hals des Vaters schlang und nicht merkte, daß die unbarmherzigen Gitter vor seinem Fenster und ein Wächter vor seiner Türe ihn zu einem Ausgestoßenen machten.

Es war beschlossene Sache zwischen den Schwägern und dem Gefangenen, daß er nach verbüchter Haft nach Amerika hinübersahre, so südlich als möglich, und dort zu vergessen suche, was ihn auf den schiefen Weg gebracht. Pfarrer König und Schwendt bemühten sich, die nötigen Mittel zur Überfahrt und zu einer menschenwürdigen Existenz in Amerika zusammenzubetteln, und halfen selbst nach Kräften mit, sie zu vermehren.

Als die Zeit um war und Springer mit Herzklöpfen die Luft außerhalb der Gefängnismauern einatmete, wartete Daniel Schwendt mit dem Char-à-banc auf ihn, um ihn bis zum Rosenhof zu bringen. Er sollte dort übernachten, am andern Tag nach Bergeln fahren und dann in die weite Welt hinaus.

Tante Ursula hatte ein gutes und reichliches Abendessen richten lassen und, trotzdem sie nie begreifen konnte, daß man so tief fallen könne, dennoch ihre flauschigsten Pfirsiche und ihre zartesten eingemachten Bohnen aus der Speisekammer geholt, um den armen Ausgehungerten endlich wieder merken zu lassen, was eine rechte Frau vermag, wenn sie es einem gönnit und über gefüllte Keller gebietet.

Als Springer im Wohnzimmer stand, verschüchtert und



E. Tobler. Winteridyll.

in seinen Kleidern schlitternd, mit dankbaren Blicken sich in dem großen Raum um sehend, in dem sich sein Kind aufhielt, da kam ein rechtes Erbarmen über Frau Ursula, und sie machte sich auf, um Susanna zu suchen.

Sie fand sie in der Küche bei Verene, die sich mühte, dem Kind Bernunkt beizubringen, und ihm die Umkehr des Vaters in den schönsten Farben malte.

„Du hast ihn zu ehren und zu lieben, wie schon im vierten Gebot geschrieben steht“, schrie sie, während sie das Mehl röstete. Aber Susanna blieb verstözt.

„Ein herzloser Balg bist du“, sagte Verene verächtlich und drehte dem Pflegekind ihrer Herrschaft den Rücken zu. Da kam Frau Ursula, nahm Susanna an der Hand und sagte draußen streng zu ihr:

„Du kommst jetzt zu deinem Vater und gibst ihm die Hand.“ Sie mußte die Widerstrebsame zerrn und ihr, als sie die Schwelle der Wohnstube erreichten, einen kleinen Schubs geben, daß sie, halb gehend, halb fliegend, vor ihren Vater zu stehen kam.

Er streckte ergriffen die Hand aus, aber Susanna hob ihren Arm vor das Gesicht und versteckte die Augen hinter dem Ellenbogen, genau so wie damals, als der Vater mit dem Landjäger den Wagen bestiegen. Sie stand in der Mitte der Stube und rührte sich nicht. Der Vater versuchte, ihr den Arm in seine beiden Hände zu nehmen, doch ver-

mochte er es nicht, mit so viel Kraft widerstande sich das Kind diesem Beginnen.

„Susanna“, bat er, „gib mir die Hand“. Sie schüttelte den Kopf. Da wurde Tante Ursula von heftiger Empörung ergriffen. Sie riß Susannas Arm herunter und gab ihr einen so kräftigen Schlag auf die Hand, daß der rote Fleck sie dennoch beschämte. Sie zeigte mit dem Finger auf die Türe, und Susanna wollte eben der Weisung folgen, als Springer sagte: „Susanna, warum willst du mir die Hand nicht geben?“

„Weil du ein Dieb bist“, sagte sofort das Kind.

„Wer hat dir das gesagt?“

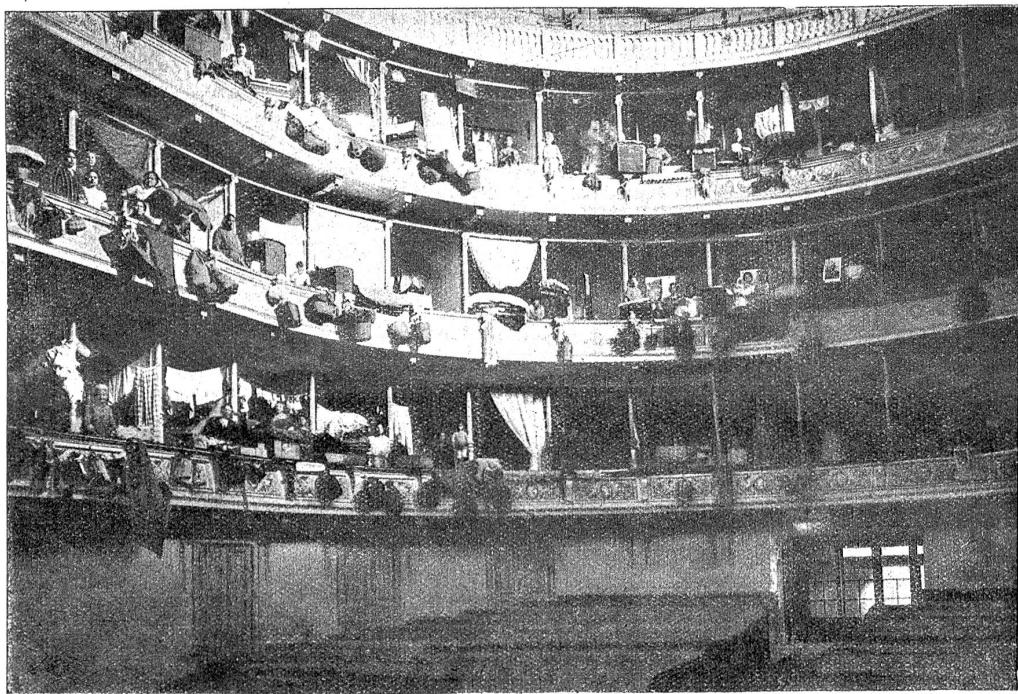
„Alle haben es gesagt. Sie haben mich ausgelacht.“

„Hast du mich denn nicht mehr lieb?“ fragte Springer.

„Nein“, sagte Susanna. Da wandte sich der Mann ab und trat an das Fenster. Das Ehepaar wußte nicht, was es nun beginnen sollte. Endlich zog Ursula an dem perlengestickten Klingsorg neben der Türe. Verene kam.

„Verene, Susanna soll draußen bei dir essen. Nachher kann sie zu Bett gehn. Wir wollen sie hier nicht mehr sehen“. Verene nahm Susanna an der Hand und ging festen Schrittes mit ihr hinaus.

Das wäre eine neue Mode, wenn die Kinder die Eltern richten wollten. Ei, der Daus, wo käme man hin? Kind ist Kind, und Eltern sind Eltern, mochten sie begangen haben



Armenische Flüchtlinge in Athen. Ihrer 1800 leben seit länger als einem Jahr im Stadttheater, eine Familie auf die Loge.

was sie wollten. Da müßte ja die Welt auf den Kopf stehen, wenn das ungestraft hinginge, daß so ein Fratz zu seinem Vater „Dieb“ sagen dürfte.

Berene hatte nämlich an der Tür gehorcht. Es war ihre einzige Untugend. Aber wie sollte sonst einer wissen, was im Hause vorging, wenn man nicht hier und da einmal der Türe die Ehre antäte?

Sie fütterte Susanna gehörig und beförderte sie nachher straßs ins Bett. Die Bibel warf sie ihr auf die Decke.

„Da, lern' die zehn Gebote“, schalt sie. „Die kannst du nicht auswendig wie deine französischen Verse. Französisch kommt erst lange nachher, daß du es weißt.“

Das war eine Konzession, die sie den Gegnern der Bildung machte, denn sie mußte, angeichts eines solchen Versagens, die Fühlhörner einziehen. Ohne Religion keine Bildung, war das neueste Ergebnis von Berenes Nachdenken.

Susanna schlief lange nicht. Mit offenem Auge lag sie da, so hübsch als ein Kind von elf Jahren überhaupt aussehen konnte, mit Ringellocken und einem zarten, wohlgeformten Hälschen, feiner Nase und einem purpurnen Mund.

Zornig fürchte sie die Stirne. Warum hatte gerade ihr Vater gestohlen? Die andern Kinder brauchten sie nicht auszulachen und zu verfolgen. Es wußten es alle in der Schule. Sie wollte keinen Vater, der ein Dieb war. Sie hatte andere Leute genug: den Onkel Daniel und die Tante Ursula, die Tante und den Onkel König, den Bernhard und das Klärchen und alle andern. Was brauchte sie einen Vater, den der Landjäger geholt? Sie war froh, daß er nach Amerika ging und sie ihn nie, nie mehr sehen würde. Die Hand wollte sie ihm nicht geben, auch morgen nicht, und wenn auch die Tante sie an den Haaren reißen würde. Ueber diesem Entschluß schlief sie ein.

Springer versuchte es gar nicht, Susanna noch einmal zu sehen. Er fuhr am frühen Morgen mit Onkel Daniel nach Bergeln, wo Klärchen und die Schar Anna-Vieses nicht

danach fragten, woher der Vater ihres neuen Schwesterns komme, noch wo hin er gehe. Sie zeigten ihm ihre Herrlichkeiten, überreichten ihm abenteuerliche Andenken, die er sorgfältig in seinem Reisesack barg, und rissen dem Char-à-banc ein kräftiges und langandauerndes „Glückliche Reise“ nach; das Springer als ein gutes Omen ansah und sich die Tränen trocknete, die sich durch die Stoppeln seines Bartes schlängelten.

Jahrelang schrieb er zuerst regelmäßig, dann unregelmäßig an seine Kinder und deren Pflegeeltern. Nach und nach schließen die gegenseitigen Nachrichten ein, und

schließlich wußte eigentlich keines mehr etwas vom andern.

Als bei Susannas Konfirmation der Onkel Daniel besondere Anstrengungen machte und den Brief mit der wichtigen Nachricht, daß das sechzehnjährige Mädchen in den Bund der Christen aufgenommen worden sei, unter besonderen Vorsichtsmaßregeln absandte, kam er mit der Bemerkung auf den Rosenhof zurück: Adressat unbekannt.

Susanna tilgte das Andenken ihres Vaters aus ihrem Gedächtnis. Klärchen konnte sich sowieso nicht so recht an ihn erinnern.

Beide waren in Wahrheit die Kinder ihrer Pflegeeltern geworden und saßen im Pfarrhaus wie im Rosenhof in der Wolle. (Fortsetzung folgt.)

Die armenische Frage.

Wir können über dieses Thema hier nur das ganz Wesentliche sagen. Und zwar möchten wir zunächst die historischen Ereignisse streifen, die ihr zugrunde liegen, dann soll erläutert werden, was die Friedensverträge aus ihr gemacht haben, und zuletzt sei mit kurzen Worten der Schweizer Armenierhilfe gedacht.

Armenien: Land und Leute.

Einen das ganze Armenievolt umfassenden Staat gibt es heute nicht mehr. Heute versteht man unter Armenien eine Gegend und zwar das Gebirgland an der Wurzel der kleinasiatischen Halbinsel zwischen dem Tiefland der Kur und des Aras im südlichen Kaukasus und dem mesopotamischen Tiefland. Die beiden Zwillingströme Euphrat und Tigris haben ihre Quellen in diesem Hochlande, ersterer am 5156 Meter hohen Ararat, dem höchsten Gipfel des Landes. Weidereiche Hochebenen gruppieren sich um diesen Riesenbergen: die von Kars, Eriwan, Wan und Erserum. Letztere Stadt gilt als die Hauptstadt von türkisch Armenien. Mehr an der südlichen und westlichen Peripherie des Landes gelegen sind die Armenier-Städte Diabekr, Urfa, Ersingan und Schiwa.

Die Armenier sind Leute von hoher Statur, meist brü-